

Grenzgänge der Gemeinschaft

Eine interdisziplinäre Begegnung zwischen
sozial-politischer und theologisch-religiöser
Perspektive

herausgegeben von
Elisabeth Gräb-Schmidt und Ferdinando G. Menga

Mohr Siebeck

Rebekka Zech für die verlagstechnische Betreuung. Unser Dank gilt auch in besonderer Weise dem Herausgeberkreis der Reihe *Dogmatik in der Moderne* Christian Danz, Jörg Dierken, Hans-Peter Großhans und Friederike Nüssel für die Aufnahme in ihre Reihe. Ferner möchten wir denen danken, die bei der Herausgabe des Bandes geholfen haben: Tobias Zeeb, Julian Zeyher und Christian Schumacher, die Korrektur gelesen haben. Darüber hinaus war Christian Schumacher für die Erstellung des Registers und der Druckvorstufe verantwortlich. Schließlich gebührt unser Dank der Fritz Thyssen Stiftung, die diese Publikation durch einen namhaften Druckkostenzuschuss unterstützt hat.

Tübingen, im Juni 2016 *Elisabeth Gräß-Schmidt, Ferdinando G. Menga*

Inhaltsverzeichnis

Vorwort V

Elisabeth Gräß-Schmidt / Ferdinando G. Menga

Einleitung

Gemeinschaft an der Schnittstelle des sozialphilosophischen
und theologischen Diskurses 1

I. Sozial- und politisch-philosophische Perspektiven zur Gemeinschaft

Burkhard Liebsch

Vergemeinschaftung und sozialer Tod

Gehör finden und Einbeziehen in politischer Perspektive – ohne Gewähr 17

Thomas Bedorf

Risiken (in) der Anerkennung 49

Sofia Näsström

»We, the people«: The Problem of Foundation 63

Ferdinando G. Menga

How Much and What Kind of Radical Democracy Can a Community

Withstand? 79

Fabio Ciaramelli

The Seduction of Immediacy and the Risk of Unanimity in Political

Community 95

Jean-Luc Nancy

Brüderlichkeit 105

Roberto Esposito

Von Gemeinschaft zu Biopolitik 113

II. Theologische Perspektiven zur Gemeinschaft

Michael Moxter

Das Unsichtbare der Gemeinschaft und die Verborgenheit der Kirche .. 127

Philipp Stoellger

Kirche am Ende oder am Ende Kirche?

Auf welche Gemeinschaft dürfen wir hoffen? 149

Rachel Muers

Welcoming the Future: Community, Hospitality and Future Generations 187

Eilert Herms

Kirche als gestiftete Gemeinschaft durch das Wort 199

Georg Pfeleiderer

Communio Sanctorum

Kirche als Ethos-Gemeinschaft und Ethos-Produzentin? 215

Autorenverzeichnis 233

Namenregister 235

Sachregister 241

Einleitung

Gemeinschaft an der Schnittstelle des sozialphilosophischen
und theologischen Diskurses

Elisabeth Gräß-Schmidt und Ferdinando G. Menga

Das Thema der Gemeinschaft rückt in der Gegenwart erneut in den Vordergrund politiktheoretischer Debatten und gemahnt nicht von ungefähr an längst abgeholte, überholte Versprechen. Die Kontroverse um Gesellschaft und Gemeinschaft ist schließlich nicht neu, sondern sie hat sich vor gut 100 Jahren mit der einschlägigen Schrift von Ferdinand Tönnies¹ zum kontroversen Thema entwickelt. Jedoch hat die Thematik der Gemeinschaft nicht selten reaktionäre Tendenz entfaltet, ist sie doch aus der Konstitution der Gemeinschaft gegenüber ihren Abgrenzungen nach außen im Sinne des Freund-Feind-Schemas² bestimmt. Der Begriff enthält mithin atavistische Konnotationen, die jedenfalls der Freiheit und Mündigkeit des aufgeklärten Subjekts entgegenzustehen scheinen, insofern er auf scheinbar unvernünftige Stimmungen und Sehnsüchte verweist.

Wird also mit diesem Thema eine reaktionäre Sehnsucht bedient, die sich aus massiven Abgrenzungen speist und Exklusion statt Inklusion befördert? Ist das Thema damit eines, das dezidiert pluralismusfeindlich ist, einem engen Gemeingeist verpflichtet, bis hin zur völkischen Gemeinsinnsfantasie? Diese Fragen sind berechtigt, die Befürchtungen können jedoch – soweit wir sehen – ausgeräumt werden. Das Ziel der in diesem Band versammelten Untersuchungen ist jedenfalls nicht das der Etablierung einer archaischen Gemeinschaft, sondern einer Gesellschaft, die um die Notwendigkeit ihres Handlungsvermögens weiß und darum besorgt ist, dieses zu erhalten. Wie dies gelingen kann, darüber meint man sich Gedanken machen zu müssen unter Einschluss, aber auch jenseits der Vergewisserung der Freiheit und Mündigkeit des aufgeklärten Subjekts, das jedenfalls selbst mit der Bewältigung der ausdifferenzierten, hochkomplexen Moderne überfordert ist. Wie sich seit längerem zeigt, betrifft diese Überforderung auch das Feld der Politik. Einige Faktoren, die dafür verantwortlich zeichnen, seien hier genannt.

¹ F. TÖNNIES, *Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie* (1887), Darmstadt 2010 (Nachdr. d. 8. Aufl., Leipzig 1935).

² Vgl. C. SCHMITT, *Der Begriff des Politischen. Text von 1932 mit einem Vorwort und drei Corollarien*, Berlin 2002 (Nachdr. d. 5. Ausg. v. 1963), S. 26.

Brüderlichkeit

Jean-Luc Nancy

1.

Die Republik Frankreich ist vermutlich der einzige Staat der Welt, der eine Parole trägt, in welcher das Wort »Brüderlichkeit« vorkommt. Ob er nun wirklich der einzige ist oder nicht, ändert nicht die Tatsache, dass die Berühmtheit seiner Parole eng mit der Französischen Revolution 1789 verbunden ist, die grenzenlos – während die Englische und die Amerikanische Revolution mehr den Charakter einer strikt nationalen Revolution hatten – für den Moment des Ursprungs der Demokratie wirkt, eine Demokratie, die sich für die Gesamtheit der Nationen oder der Bürger anbot. Von hier entstammt die Parole, selbst wenn sie nicht von Anfang an, aber doch ohne Zweifel ab 1793, der Parole der Republik entspricht und ihre ganze Funktion – wenn man es zu sagen wagen darf – und ihren ganzen Glanz nicht vor der Zeit der zweiten Republik im Jahre 1848 einnahm. Die historischen Tatsachen sind an diesem Punkt komplex und schlecht belegt, aber es ist sicher, dass es lange dauerte, bevor die Parole, bestehend aus drei Begriffen – also ein erster Teil, die Einfügung der Brüderlichkeit zu den beiden anderen Begriffen und ein anderer Teil ohne die Ergänzung »oder der Tod,« die 1793 gebraucht wurde –, voll und ganz übernommen wurde. Nach dieser Übernahme fanden sich noch Gruppen von Personen, besonders am Rand der Arbeiterbewegung, die andere Parolen vorschlugen. So trägt die *Bourse de Travail* der Stadt Saint-Étienne, gegründet 1888, die Parole: »Freiheit, Gleichheit, Solidarität, Gerechtigkeit«.

Obgleich der Begriff »Brüderlichkeit« offensichtlich mit einem Anklang, den man im weitesten Sinne romantisch nennen könnte und mit einem Gedanken, der über den strengen Rahmen der Gesetze und Institutionen des Staates hinausgeht, um an den Stolz zu appellieren, und eher mit einer Idee der »Gemeinschaft« als mit den Grundsätzen der sozialen Organisation verbunden wurde, so spürt man doch, dass man ihn von Worten, wie »Solidarität« und »Gerechtigkeit« unterscheiden will, welche eher die Implikationen der ersten beiden Ausdrücke und ganz besonders der »Gleichheit« entfalten sollen.

Heutzutage wird die Brüderlichkeit – zumindest in Frankreich – oft nicht mit Wohlwollen betrachtet, denn sie scheint einen sehr sentimental und obendrein familiären Sinn zu tragen, in einer Zeit, in der man keinen Bezug

mehr zur Familie hat. Als Maurice Blanchot das Wort in einem Kontext verwendete, in dem es ihm darum geht, den Akzent auf den affektiven Aspekt der »Gemeinschaft« zu legen, zog er sich hierbei eine Art von Ermahnung (die sich auch an Jean-Luc Nancy richtet) von Seiten Jacques Derridas zu, der viele Male sein Misstrauen gegenüber einem Begriff, der zugleich familiär, maskulin, sentimental und mit christlichem Anklang behaftet ist, bekundete. Darüber hinaus scheint niemand – außer den beiden genannten – den Begriff im politischen Denken der letzten 40 Jahre in Anspruch genommen zu haben. Ganz im Gegenteil, der Gebrauch dieses Begriffs von einem Kandidaten der französischen Präsidentschaftswahl vor ein paar Jahren und seine Wiederaufnahme von dem Kandidaten, der anschließend gewählt wurde (der aktuelle Präsident Sarkozy)¹ haben all das Misstrauen diesem Begriff gegenüber wieder zum Leben gerufen, der, nach geteilter Meinung, mehr moralisch als politisch und mehr scheinheilig als verantwortlich erachtet wird.

Am Höhepunkt dieser ganzen Analysen kann man vielleicht auf folgendes Argument stoßen – das übrigens sowohl gegen den Gebrauch des Wortes, wie es bei manchen der Fall ist, als auch zu seinen Gunsten verwendet werden kann: wenn die Freiheit und die Gleichheit Rechte ausdrücken, dann ist die Brüderlichkeit kein Recht. Ist sie also eine Pflicht? Das ist, was oft nicht formuliert wird und was vielmehr der Idee eines Wunsches, eines Strebens und folglich der Idee einer wenig konsistenten, wenn nicht sogar einer ganz einfach utopischen und trügerischen Wirklichkeit Platz macht. Im Übrigen ist es ohne Zweifel möglich zu sagen, dass alle Debatten, die man um die Idee von der »Utopie« kennt, denjenigen implizit sind, welche die »Brüderlichkeit« betreffen. Man kann dort eine dauerhafte Prägung durch die anti-utopistische Tradition ausgehend von Marx wiedererkennen, die der Ansicht ist, dass dieses Wort eine Illusion verhüllt.

2.

Um erneut die Frage nach der Brüderlichkeit zu stellen, muss man damit beginnen, zwei Postulate zu setzen: 1) es ist nicht sicher, ob es empfehlenswert ist, einen solchen Begriff zu verteidigen und man muss einige Vorurteile einräumen, die er durch seinen familiären, christlichen und sentimental Charakter hervorruft; 2) wenn es jedoch einige Gründe gibt, demselben Wort dennoch etwas zuzugestehen, muss man dies mit einer erneuten Untersuchung seiner Bedeutung und, dem vorausgehend, der Bedeutung der Familie unterstützen.

Das erste Postulat empfiehlt schlicht und einfach die Zurückhaltung. Es ist nicht angebracht, den Begriff zu übernehmen, ohne sich der Möglichkeit

bewusst zu sein, dass man durch die Prädikate »familiär, christlich, sentimental« eingeengt wird. Was die Familie betrifft, so führt uns das zweite Postulat dazu, uns über sie zu befragen. In Bezug auf das Christentum und das Gefühl – gleichzeitig unterschieden, aber ohne Zweifel auch ineinander verschränkt – ist es angebracht, Folgendes zu sagen: Jeder dieser Begriffe benennt eine wohl bekannte Wirklichkeit, in dem einen Fall als dominierende Religion des nicht-muslimischen Abendlandes, im anderen als unsichere, ja sogar unscharfe und gefährliche Sphäre dessen, was der Kontrolle der Vernunft entzogen bleibt.

Nun aber ist es nicht selbstverständlich, dass sich diese Charakteristika, ohne dass es gänzlich unmöglich wäre, sie jenen betroffenen Repräsentationen zuzuschreiben, einer Untersuchung entziehen können. Es könnte sich in der Tat herausstellen, dass sie selbst durch gewisse Gewohnheiten des Denkens, die sich im Lauf unserer Geschichte niedergeschlagen haben, bestimmt sind.

Wir werden deshalb darauf zurückkommen, ist erst einmal der Begriff der »Familie« geklärt. Zuallererst ist die patriarchale Familie, bei der der Verdacht des maskulinen Sexismus, gerichtet an die Brüderlichkeit, aufkommt, nicht die einzige mögliche Struktur für das, was man »Familie« nennt und was man als die kleinste soziale Gruppe hinsichtlich der Generation und ihrer Fortsetzungen bestimmen kann (Entwicklung der Kinder bis zu ihrer Autonomie). Vielleicht könnte man sogar behaupten, dass es der Rückgang auf oder die Reflexion über die Familie ist, ausgehend von äußerst maskulinen und väterlichen sozio-politischen Modellen, die uns daran gewöhnt hat, den Vater und die Übertragung auf das Männliche und durch das Männliche in den Vordergrund zu stellen.

Aber wie dem auch sei. Viel bedeutender ist: »Brüder« sind nicht in erster Linie diejenigen, die durch ein gemeinsames Blut vereint sind. Das »Blut« ist eigentlich nur das Symbol einer Abstammung durch die Übertragung von Samen (von einer Identität bzw. natürlichen Gemäßheit/Konformität), die selbst, gemäß einem alten Schema, in dem die Mutter ohne richtige erzeugende Aktion enthalten war (sondern als simpler Brutkasten), dargestellt wird. Das »Blut« ist bei weitem nicht genug, geht es darum, das zu bestimmen, was Generation und Abstammung ausmacht.

Söhne und Töchter sind weniger diejenigen, die das Blut vereint – das römische Recht sprach vom *pater incertus* –, als diejenigen, welche die Gemeinschaft des mütterlichen Stillens vereint – *mater certissima*: ob tatsächlich oder symbolisch, das Stillen besteht nicht in der internen, kontinuierlichen und unmittelbaren Übertragung eines Lebensprinzips, sondern in der externen, diskontinuierlichen und mittelbaren Gabe einer nährenden Substanz. Die Ernährung ist ein Vorgang der Einverleibung von fremden Substanzen, die der Körper in seine eigene Substanz metabolisiert. Die Beziehung zur Mutter ist eine paradoxe Beziehung, in der sich die Einverleibung (*certis-*

¹ Der Text wurde zur Zeit der französischen Präsidentschaft Nicolas Sarkozys verfasst.

sima) der Identifikation entgegensetzt (das Kind identifiziert sich nicht, es absorbiert die mütterliche Substanz in seine eigene autonome Substanz); die Verbindung mit dem Vater ist die Identifikation, nicht mit einem Körper oder einer Substanz (*incertus*), sondern mit einer Figur oder einem Zeichen.

Davon ausgehend müssen wir die Familie und die Brüderlichkeit erneut überdenken. Die Brüder – und die Schwestern, wir werden darauf zurückkommen – sind in erster Linie autonome Subjekte, deren Koexistenz in nichts anderem begründet ist als in der Genossenschaft [*frz. Compagnonnage*] der Nahrung (Genosse [*frz. Compagnon*] bedeutet: der das Brot teilt) und in dem Entzug eines Grundes ihrer Gemeinschaft der Existenz. Die Figur oder das Zeichen des Vaters, das man häufig »das Gesetz des Vaters« [*frz. la loi du père*] nennt und das man besser »der Vater als Gesetz« [*frz. le père comme loi*] nennen sollte, ist nicht von vornherein bestimmt. Ganz im Gegenteil: Die Figur ist eine leere Kontur oder eine Skizze. Das Zeichen trägt einen flüchtigen, unbestimmten Sinn.

Es ist durchaus möglich, dass der Vater als eine vollständige Figur fungiert, so wie es möglich ist, dass die Mutter gar nicht oder nur schlecht ernährt (all dies versteht sich natürlich in einer symbolischen Ordnung und darüber hinaus sind »Vater« und »Mutter« weder notwendigerweise die Erzeuger, noch die rechtlichen Eltern). Aber dies ist nicht die Regel: Die Regel, wenn man dieses Wort überhaupt anwenden kann, wäre vielmehr, dass nichts jenseits der Ernährung das »Gemeinsame« der Brüder gewährleistet. Der Übergang in die Unabhängigkeit, die in der Ernährung ermöglicht wird, bedeutet auch die Feststellung, dass man zufällig zusammen ist, ohne ursprüngliche Gemeinschaft oder Sinn. (Um es in Freudschen Begriffen auszudrücken: Der »Vatermord« geht dem »Vater« voraus, der sich lediglich als eine Figur seiner eigenen Abwesenheit erhebt.)

3.

In diesem Sinne sind die »Geschwister« das Modell für die »Gesellschaft« als ein Verbund ohne substantielle Notwendigkeiten (ontologische, ursprüngliche). Sie sind also auch das Modell eines »irgendwie muss man sich zusammen organisieren« an Stelle eines »zusammen Sein«. Es ist eine mehr oder weniger soziale Aufgabe – oder mehr noch ein Begehren –, ein Äquivalent oder einen Ersatz zur mütterlichen Ernährung zu finden oder zu schaffen: Es sind das »Sein« oder der »Sinn«, die auf dem Spiel stehen (vielleicht geht dies an der Kunst, der Religion, der Liebe, der Feier, dem Denken vorbei, aber nicht am Sozio-politischen). Aber der Figur oder dem Zeichen, durch welche sich die Instanz »des Gesetzes« zeigt, Konsistenz zu verleihen, ist ein unvermeidliches und dringendes Unternehmen, denn ihre anfängliche Inkonsistenz ist bedrohlich.

Es geht hier nicht darum, die Analysen weiterzuführen, die sich notwendigerweise aus solchen Grundannahmen in mehreren Richtungen ergeben. Es gilt allein Folgendes hervorzuheben: die »Brüderlichkeit« trägt nicht *ipso facto* die Werte des Maskulinen und Väterlichen mit sich, wie wir sie gewöhnlich verstehen. Die Brüderlichkeit besagt die Koexistenz ohne Notwendigkeit der »Natur.« noch des »Schicksals.« noch der »Begründung« oder des »Ursprungs«. Dies ist im Übrigen auch der Grund, warum das Motiv der *feindlichen Brüder* ebenfalls eine markante Rolle in den Mythologien aller Art spielt. Man versteht es gewöhnlich als eine Art von moralischer Monstrosität, wo es doch die einfache Wahrheit eines an sich fragwürdigen, verirrt, ja sogar absurden Berichts besagt.

Zur gleichen Zeit trägt die Brüderlichkeit auch den Schatten oder die obskure Erinnerung und das Begehren nach der gemeinsamen Nahrung. Dabei ist es ohne Zweifel eher »Schwesterlichkeit« und in dieser Hinsicht muss man zugeben, dass das Brüderliche eine maskuline Einseitigkeit bevorzugt. Die Schwesterlichkeit wäre die Brüderlichkeit jenseits oder diesseits des Gesetzes, in der Sphäre oder in den Sphären der Ernährung, das heißt »essen/abgeben,« die auch die Sphären des Affekts sind.

Brüderlichkeit und Schwesterlichkeit sind ineinander verschlungen, ja vermischen sich sogar, so wie dies generell Maskulin und Feminin tun. Die Träger der Rollen sind niemals genau identisch mit den komplexen Besonderheiten sowohl von Personen als auch von Gruppen: niemand ist einfach vollständig »Mann« oder »Frau« und Geschwister sind nicht notwendig eine männliche Bruderschaft. Vielleicht könnten die beiden Begriffe sogar von Nutzen sein, zwei Tendenzen in der Semantik der »Brüder-Brüderlichkeit« zu unterscheiden: Die BruderschaftBrüderlichkeit vereint tendenziell identische Subjekte, indem diese durch eine Funktion, einen Beruf, eine Rolle identifiziert werden. Die Geschwister fallen in den Bereich der Familie, die, wie wir gesagt haben, nichts anderes ist, als die Verbindung eines Zufalls (Zusammenkunft) und einer Umarmung (Begehren) – unter der Voraussetzung, dass ein Teil der Verbindung fast immer den vorausgehenden Bedingungen (soziale, lokale, etc.) unterworfen ist und dass das Begehren auch im Voraus, ganz oder zum Teil, durch die Bedingtheit ersetzt worden sein kann. Die Idee der »Ehe,« insofern sie dem Gesetz angehört (das heißt, nicht einer Spiritualität oder einer Mystik der »Vermählung«), fasst die Situation wunderbar zusammen: es geht darum den Zufall unter Kontrolle zu bekommen oder besser – und gleichzeitig – die Bedingungen zu rechtfertigen. Man könnte sagen, dass das die wahre Stätte und der Vorgang der Geburt des Rechts sind.

In diesem Fall scheint es, dass nichts bestehen bleibt vom Begehren und dass alles in die sozio-politische Ordnung subsumiert ist. Dies ist nur tendenziell richtig. Denn man darf nicht vergessen, dass das Recht – das Gesetz, der Staat – lediglich auf einem Entzug eines jeden Grundprinzips begründet ist. Die Figur oder das Zeichen des Vaters, und daher auch der Bruderschaft,

bieten eine Leerstelle, die man in der einen oder anderen Weise ausfüllen muss. Die Brüder sind ursprünglich Waisenkinder des Vaters, so dass nichts erlaubt, sich als Verbündete durch egal was zu identifizieren – außer durch die Aufnahme der mütterlichen Ernährung, die zu ihrer Emanzipation führt.

Infolgedessen, dass die väterliche Leerstelle – das »Machtvakuum« wie man in der sozio-politischen Ordnung sagt – als solche manifestiert ist, muss man sich dieser offensichtlichen Wahrheit stellen, die keine Gründungsmythologie mehr verbergen kann (immer unvollständig gefüllte Funktion, unabhängig von den Mythologien). Dies ist das Schicksal der Demokratie: sie muss diese Leerstelle auf sich nehmen, ohne auf eine Mythologie zurückzugreifen.

Die mütterliche oder feminine Seite, das mütterliche oder das feminine Register bringt keine Mythologie hervor – am wenigsten für die Ordnung des Gesetzes. Am wenigsten, um den abwesenden Vater zu ersetzen. Das Begehren lässt sich nicht einfangen in Repräsentationen. Es agiert, es genießt, es durchbricht oder stürmt hinaus in die spürbare Breite der Ernährung: Der Hunger, die Sättigung, der erneute Hunger – ohne Ende. Oder noch weiter: Das Leben, der Tod. Und außerdem: Die Kunst, das Denken, die Liebe, die Erschütterungen des Seins und, wenn wir sie so nennen wollen, die Götter. Dies ist die kontinuierliche Belehrung, die sich von Antigone an durchzieht über Scheherazade und über die Hester aus *Der scharlachrote Buchstabe*, sodann über Vera Figner, nebenbei durch die Bakchen des Euripides.²

Es ist daher nicht verwunderlich, dass die Demokratie danach strebt, in ihr und durch sie – bezogen auf das, was in ihr den strikten Rahmen des Gesetzes übersteigt – eine Dimension zu errichten, die den Zugang zum Begehren oder zum Affekt eröffnet: Das ist es, was ich hier straukelnd meine, wenn ich dieses Außerhalb des Gesetzes und der Macht – Leerstelle oder nicht – zu beschreiben versuche, in welchem das Gemeinsam(e)-Sein seine eigene

² Scheherazade stellt dem Gesetz des Sultans ihre Vorstellung, ihren Geist und ihr Herz entgegen; sie handelt desweiteren mit der Hilfe ihrer Schwester Dinarzade. Die Hester von Nathaniel Hawthorne entzieht sich des sozialen Gesetzes der Ehe, was ihr den Pranger und den »scharlachroten Buchstaben« wert ist. Die russischen Anarchisten, insbesondere die Frauen (Vera Zassoulitch, Olga Loubatovitch, etc.), konzipierten ihre Arbeit anfänglich weniger politisch als menschlich – beziehungsweise, demnach, »metaphysisch« im weitesten Sinne (was mit der Idee des »Anarchismus« konform ist). Vera Figner schreibt: »La doctrine qui promet l'égalité, la fraternité et le bonheur des hommes devait m'éblouir.« (V. FIGNER, *Mémoires d'une révolutionnaire*, Paris 1930, S. 258). In den Bakchen verlassen die Frauen Thebens, bei der Ankündigung der Rückkehr des Dionysos, die Stadt gen Wildnis. Es versteht sich von selbst, dass die Liste verlängert werden sollte ... von Sarah, die über Gott lacht, bis Simone Weil, die 1940 zu schreiben wusste: »Tous les changements accomplis depuis trois siècles approchent les hommes d'une situation où il n'y aurait absolument plus aucune autre source d'obéissance dans le monde entier excepté l'autorité de l'Etat.« (S. WEIL, *Œuvres*, Paris 1999, S. 382) oder weiter zu jenen Schwestern, den Töchtern des Generals Hammerstein, deren Geschichte so gut von Hans-Magnus Enzensberger erzählt worden ist.

Sozialität und seine Gouvernamentalität übersteigt. Wenn »Freiheit« und »Gleichheit« – unter der Voraussetzung immer überdacht worden zu sein – die Minimalbedingungen einer bürgerlichen Vereinigung ohne vorgegebenes Fundament repräsentieren, kann »Brüderlichkeit« den Horizont jenes Außerhalb des Sozio-politischen anzeigen. Offen gesagt, ist dies nicht einmal ein Horizont: es ist mehr eine offene Bresche in jeglicher Art von Horizont, von Begrenzung. Diese Bresche ist die des Sinns: Der Sinn, insofern er immer anderswohin verweist, auf etwas anderes hin, und die letzte Bedeutsamkeit nicht bindet.

Aber getreu allem Vorausgehenden, muss ich anerkennen, dass diese Brüderlichkeit als Schwesterlichkeit verstanden sein müsste, oder aber auch als Auflösung eines Prinzips unter den Brüdern und als Verweis, den sie impliziert, zum einen auf das Gesetz als Fiktion einer Verbindung (und als Parole dieser Fiktion), zum anderen auf das Eigentliche der Übertragung und des Mit-teilens der Nahrung, sozusagen des die Substanz der Welt aufnehmenden und abgebenden Affekts (Impulsion/Expulsion, Impression/Expression). Die Mit-teilung der Im/Expulsion, die Kommunikation des Affekts, das ist hingegen der Sinn (sensibel, sinnlich, sentimental).

Vielleicht sollte man deshalb nicht »Brüderlichkeit« und doch auch nicht »Schwesterlichkeit« sagen – denn wenn man diese Umkehrung zu einfach aufführt, würde man die Schwestern zum Symmetrischen der Brüder machen. Aber es gibt keine zwei symmetrischen Seiten: wenn die Brüder von den Schwestern auch unterschieden sind, können sie, die Schwestern, sich mit den Brüdern über die Weisen des Brüderlichen und Schwesterlichen verbrüdern. Es gibt keine Symmetrie unter den Geschlechtern, bzw. es gibt lediglich eine, wenn man sie aus dem alleinigen Gesichtspunkt der Brüderlichkeit betrachtet (in Gleichheit im Politischen, Sozialen usw.).

»Brüderlichkeit« ist wohl ein unzureichender Begriff, selbst wenn er nicht zwingend gefährlich ist. Aber er ist ein Signal: er warnt davor, dass die soziale, juristische und politische Ordnung nicht die Register des Sinns übernehmen kann. Sie kann lediglich die Grenzen aufstellen. Aber es ist essenziell, dass sie dies tut und dass, um dies zu tun, sie sich selbst zu zeigen vermag, dass jenseits des Gesetzes der Sinn aufleuchtet.

Übersetzung aus dem Französischen von Patrick Ebert